

## Beziehungserfahrungen und Aggressionen gegen Minderheiten

Hopf, Christel

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hopf, C. (1997). Beziehungserfahrungen und Aggressionen gegen Minderheiten. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 154-171). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-140168>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Beziehungserfahrungen und Aggressionen gegen Minderheiten

*Christel Hopf*

## 1. Zur Einführung

Aggressionen gegen Minderheiten haben sich in Deutschland in den vergangenen Jahren am auffälligsten und politisch spektakulärsten gegen ethnische Minderheiten und Asylsuchende gerichtet. Diese Aggressionen werden im Mittelpunkt des Vortrags stehen, in dem es um den Versuch einer sozialpsychologischen Analyse geht.

Aggressionen gegen Minderheiten können auf unterschiedlichen Ebenen analysiert werden:

- auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher Strukturen und Prozesse: Auf dieser Ebene geht es um gleichsam »vergegenständlichte« Aggressionen, die verfestigte Bestandteile politischer Kultur sind und die auch in Gesetze, Verwaltungsvorschriften und Handlungsanweisungen für staatliche Behörden eingegangen sind. Ein in Deutschland besonders naheliegendes und extremes Beispiel hierfür sind die diskriminierenden gesetzlichen Bestimmungen und Vorschriften, durch die die jüdische Bevölkerung in Deutschland während der Zeit des Nationalsozialismus in fundamentaler Weise eingeengt und ausgegrenzt wurde.
- auf der Ebene formaler Organisationen: Hier geht es um Organisationen – Verbände, Parteien o.a. –, in deren Programmen fremdenfeindliche oder antisemitische Ideologien von Bedeutung sind und in denen zu aggressiven Handlungen aufgerufen wird.
- auf Gruppenebene: Auf dieser Ebene kann es beispielsweise um die Analyse von Gruppenprozessen gehen, die zu fremdenfeindlichen Gewalttaten führen, oder um die Auseinandersetzung mit spezifischen, tendenziell fremdenfeindlichen Gruppenkulturen.

- auf der Ebene einzelner Individuen: Hier geht es um die individuelle Bereitschaft zu aggressiven Handlungen im Verhältnis zu ethnischen Minderheiten. Diese Handlungen können sich in sprachlicher Form ausdrücken oder gewalttätig sein, sie können sich direkt gegen die verachteten Minderheiten richten oder indirekt zu ihrer Schädigung beitragen. Die häufigste Form solcher indirekter Aggressionen sind die alltäglichen Gespräche in Familien, Betrieben oder an Stammtischen, in denen über Afrikaner, Vietnamesen oder die »Asylanten« hergezogen wird und in denen ihnen alle möglichen Verfehlungen attribuiert werden – »Asylbetrug«, »Abkassieren«, Kriminalität, ungerechtfertigte Nutzung des Systems sozialer Sicherung u.a. (vgl. zum Konzept der indirekten Aggression Björkquist/Niemelä 1992).

Die zuletzt genannte Ebene – die Ebene der individuellen Handlungen und Handlungsbereitschaften – ist Gegenstand dieser Vorlesung. Es geht um die sozialen und psychischen Bedingungen der Bereitschaft von Individuen, ethnischen Minderheiten in unserer Gesellschaft direkt oder indirekt Schaden zuzufügen.

Die Frage nach der individuellen Bereitschaft zur Aggression gegen Minderheiten ist in Deutschland durch die lebhafte und kontroverse Diskussion der Arbeit Daniel Goldhagens (1996) sehr aktuell geworden. Man diskutiert über die Frage, ob die antisemitischen Tendenzen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert besonders aggressiv und ausgrenzend – eliminatorisch – waren und ob damit eine zentrale, in individuellen Handlungstendenzen verankerte Grundlage für die Vertreibung und Ermordung der europäischen Juden gegeben war.

Nicht nur heute, sondern auch in der Vergangenheit war es der deutsche Faschismus, der immer wieder zu Fragen nach den strukturellen und individuellen Bedingungen von Vorurteilen und Gewaltbereitschaft Anlaß gab. Ein berühmtes Beispiel für eine sozialwissenschaftliche Studie, die aus der Konfrontation mit dem Nationalsozialismus und Antisemitismus in Deutschland heraus entstand, ist die Untersuchung zur »autoritären Persönlichkeit«, die in den vierziger Jahren in den USA durchgeführt wurde (Adorno/Frenkel-Brunswik/Levinson/Sanford 1969, zuerst 1950). Man bezog sich in dieser Studie explizit auf die Ebene individueller Handlungs- und Vorurteilsbereitschaft und fragte nach den sozialen und psychischen Grundlagen ethnozentrischer – auch antisemitischer – Tendenzen. Im Mittelpunkt standen potentiell faschistische Individuen – Menschen, die sich selbst nicht als faschistisch bezeichnen würden und die auch nicht entsprechend organisiert sind, die

gleichwohl durch ihren Ethnozentrismus anfällig für faschistische Propaganda sind.

Die Studie zur »autoritären Persönlichkeit« ist die erste große empirische Untersuchung, in der Aggressionen gegen Minderheiten vor dem Hintergrund von Sozialisations- und Beziehungserfahrungen in der Familie analysiert wurden. Sie wird im folgenden in ihren sozialisations- und beziehungs-theoretischen Thesen vorgestellt. Zugleich will ich mich kritisch mit der verbreiteten Kritik an diesen Thesen auseinandersetzen. Schlußfolgerungen aus dieser Auseinandersetzung sollen im Teil 3 des Vortrags gezogen werden, in dem empirische Studien zum Verhältnis von Beziehungserfahrungen, ihrer subjektiven Verarbeitung und Aggressionen gegen Minderheiten vorgestellt werden. In einem abschließenden Kommentar sollen dann Überlegungen zu einem komplexeren Modell politischer Sozialisation erörtert werden.

## 2. Beziehungs- und Sozialisationserfahrungen und Aggressionen – der Ansatz der »Authoritarian Personality«

Zentrale Konzepte der Studie zur autoritären Persönlichkeit sind das Ethnozentrismus- und das Autoritarismus-Konzept. Mit dem auf den amerikanischen Soziologen Sumner zurückgehenden Ethnozentrismusbegriff bezog man sich auf eine Koppelung von kognitiven und affektiven Orientierungen, nach denen die Eigengruppe – die eigene Nation, die eigene Religion u.ä. – übertrieben hoch bewertet wird und die Außengruppen – ethnische, religiöse oder andere Minderheiten – herabgesetzt und verachtet werden.<sup>1</sup> Solche ethnozentrischen Orientierungen seien besonders deutlich bei Menschen ausgeprägt, die dem Typus des »Autoritären« entsprechen. Sie buckeln nach oben, verehren und idealisieren die Autoritäten der Eigengruppe (autoritäre Unterordnung), treten auf Schwächere und auf Minderheiten, fühlen sich dazu sogar moralisch berechtigt (autoritäre Aggression) und sind an Äußerlichkeit und konventionellem Wohlverhalten ausgerichtet (vgl. hierzu und zu weiteren Merkmalen des autoritären Syndroms vor allem das Kapitel über die F-Skala in Adorno u.a. 1969: 222 ff.).

Bei der Interpretation der ethnozentrischen und autoritären Tendenzen von Individuen griff man auf Theorietraditionen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zurück. Wie in den »Studien über Autorität und Familie« (1936) nahm man an, daß die Ausgestaltung der Autoritätsverhältnisse in der

Familie wesentlich mit darüber entscheidet, wie sehr sich Individuen dem Druck von Autoritäten beugen. Und man sah – ähnlich wie Erich Fromm in seinen psychoanalytisch orientierten Ausführungen zum sadomasochistischen Charakter – einen engen Zusammenhang zwischen Willfährigkeit gegenüber Mächtigen und Aggressivität.

Ethnozentrismus und Autoritarismus entstehen nach dem Ansatz der »Authoritarian Personality« dort, wo

- zum einen eine restriktive und straforientierte Erziehung die Ausbildung eines starken Ich und einer stabilen inneren moralischen Instanz behindert und wo
- zum anderen Wut und Kritik an den Eltern nicht zum Ausdruck gebracht werden können. Die unterdrückten Aggressionen gegen die Eltern – und später andere Autoritäten – werden nach außen, auf Schwächere verlagert.

Diese auf die jeweiligen Erziehungsstile und auf die sozialen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern bezogenen Annahmen werden am intensivsten in den von Else Frenkel-Brunswik verfaßten, in Deutschland leider sehr wenig bekannten Abschnitten diskutiert, in denen sie qualitative Interviews mit besonders ethnozentrischen und besonders wenig ethnozentrischen Männern und Frauen auswertet. In diesen Abschnitten werden auch die Idealisierungstendenzen der Autoritären detaillierter analysiert: Sie unterdrücken Kritik und Aggressionen nicht allein deshalb, weil sie Angst vor harten elterlichen Reaktionen haben, sondern weil sie bewußt gar keine Anhaltspunkte für Kritik sehen. Die Eltern werden positiv dargestellt oder sogar überschwenglich gelobt (vgl. Adorno u.a. 1969: 340 ff.). Gegenevidenzen, Kritik und Hinweise auf schwierige Erfahrungen mit den eigenen Eltern schleichen sich in die Interviews eher gegen die Intentionen der zu ihren Familien Befragten ein und unterminieren das auf den ersten Blick positive Bild.

Das Idealisierungskonzept ist mit der Akzentuierung der Ebene kognitiver und affektiver Repräsentation von Beziehungen ein sehr relevantes Konzept. Es macht darauf aufmerksam, daß es nicht einfach die eigenen Beziehungserfahrungen selbst sind, die Aggressivität gegenüber Schwächeren erzeugen, sondern daß es die Art und Weise ist, in der die Individuen mit diesen Erfahrungen umgehen. Lassen sie diese zu, setzen sie sich kritisch mit ihnen auseinander, gestehen sie sich Haßgefühle gegenüber den eigenen Eltern ein, oder verstecken sie alle negativen Gefühle hinter einem Glorienschein, mit dem sie die eigene Kindheit überziehen?

Gleichzeitig ist das Idealisierungskonzept zu eng. Es enthält ein zu undifferenziertes Bild des Umgangs mit negativen Gefühlen gegenüber den

eigenen Eltern, bei dem nur zwischen Idealisierung auf der einen Seite und realistischer Darstellung auf der anderen Seite unterschieden wird. Andere Varianten werden vernachlässigt – zum Beispiel die aggressive Verstrickung zwischen Eltern und Kindern oder solche Varianten der Abwehr von Kritik, in denen negative Erfahrungen zugelassen, jedoch für irrelevant erklärt werden.

Ich möchte hierauf in einem späteren Vortragsteil ausführlicher eingehen. An dieser Stelle soll hingegen die verbreitete Kritik an den sozialisationstheoretischen Annahmen der Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« vorgestellt und diskutiert werden. Im Kern dieser Kritik stehen Zweifel an ihrem empirischen Gehalt. Diese wurden besonders deutlich von dem kanadischen Wissenschaftler Bob Altemeyer geäußert (vgl. Altemeyer 1988). In Deutschland ist es vor allem Detlef Oesterreich, der die Auffassung vertritt, daß die sozialisationstheoretischen Annahmen Adornos, Frenkel-Brunswiks u.a. empirisch nicht haltbar seien. Dies zeigten sowohl amerikanische und kanadische Studien – wie beispielsweise auch die von Altemeyer (1988) – als auch die eigenen Arbeiten (vgl. Oesterreich 1993: 38 f.). Seine eigene Studie (vgl. Oesterreich 1974) zeige, daß es »zwischen einer kalten und ablehnenden Haltung der Eltern gegenüber dem Kind und dessen Autoritarismus im Erwachsenenalter nicht nur keinen positiven, sondern tendenziell einen negativen Zusammenhang« gebe (vgl. Oesterreich 1993: 38). Mit anderen Worten: Oesterreich schließt aus seinen Daten, daß eine kalte und ablehnende Haltung der Eltern die Entwicklung nicht-autoritärer Orientierungen sogar begünstigen kann.

Die Auffassung, daß die sozialisationstheoretischen Annahmen der Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« nicht haltbar seien, wurde auch von einigen Jugendforschern aus der ehemaligen DDR übernommen. Sie bestärkte deren zum Teil geringe Bereitschaft, sich kritisch mit der Sozialisation in der DDR auseinanderzusetzen – der Sozialisation in den Familien und in den staatlichen Einrichtungen der Kinderbetreuung. Beispielsweise wies Walter Friedrich (1993) den Versuch, fremdenfeindliche Tendenzen in den neuen Bundesländern vor dem Hintergrund der DDR-Sozialisation und autoritärer Strukturen zu erklären, mit großem Nachdruck zurück. Friedrich bezweifelt sogar, daß man das Konzept der »autoritären Persönlichkeit« auf ehemals sozialistische Gesellschaften übertragen könne.

Neuere Studien, in die west- und zum Teil auch ostdeutsche Jugendliche einbezogen waren, scheinen die empirisch begründeten Zweifel an den Grundannahmen der »Authoritarian Personality« zu bekräftigen. In einer Repräsentativbefragung von männlichen und weiblichen Jugendlichen, die 1993 in Nordrhein-Westfalen durchgeführt wurde, zeigte sich, daß einerseits zwar

die gewaltbereiten ethnozentrischen Jugendlichen in den standardisierten Interviews über konflikthafte und unharmonische Familien berichteten, daß dies jedoch bei den »nur« autoritären und ethnozentrischen Befragten nicht der Fall war (vgl. Utzmann-Krombholz 1994). Vielmehr schildern die *nicht* gewaltbefürwortenden, aber dennoch national-autoritären Jugendlichen ihre Kindheit und ihre Eltern weder als besonders problematisch noch als besonders konflikthaft (vgl. Utzmann-Krombholz 1994: 111 f.). Sie stimmen zum Beispiel Aussagen wie den folgenden etwa so zu, wie es der Durchschnitt der Befragten tut: »Ich hatte eine glückliche Kindheit« (30%/Durchschnitt 32%), »Meine Eltern haben immer zu mir gehalten« (38%/Durchschnitt 37%) oder »Wenn ich Probleme hatte, waren meine Eltern für mich da« (35%/Durchschnitt 35%). Dabei entwerfen die national-autoritären Mädchen und Frauen ein günstigeres Bild der eigenen Eltern als die entsprechenden männlichen Befragten.

Klein-Allermann u.a. (1995) legen in einer ost-west-vergleichenden Jugend-Studie ähnliche Resultate vor wie die eben erwähnten. Sie beziehen sich allerdings in ihren Fragen zu den innerfamilialen Beziehungserfahrungen primär auf die Gegenwart – in Statements wie »Wir fühlen uns geborgen in unserer Familie«, »Wir haben in unserer Familie oft Reibereien« u.a. Wiederum ergibt sich ein Muster, nach dem ungünstige Familienerfahrungen primär hinter der Gewaltbereitschaft von Jugendlichen zu stehen scheinen, nicht jedoch hinter ihrer Tendenz zu national-autoritären und ethnozentrischen Einstellungen.

Es gibt – bei oberflächlicher Betrachtung – also in der Tat gewichtige Argumente, die gegen zentrale sozialisationstheoretische Annahmen der Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« sprechen. Zu fragen ist jedoch, ob die empirisch begründete Kritik an Adorno, Frenkel-Brunswik u.a. überzeugend ist. Einige Bedenken seien hier knapp zusammengefaßt:

1. Bei den der Kritik zugrunde liegenden Studien (Altemeyer, Oesterreich und die in Kirscht/Dillehay zusammengefaßten Arbeiten) und auch in den erwähnten neueren Studien handelt es sich nicht um Längsschnittstudien, die mit Erhebungen in der Kindheit beginnen. Es liegen in diesen Studien entsprechend auch keine Informationen zu früheren innerfamilialen Beziehungen vor. Diese werden, sofern sie überhaupt in die Betrachtung einbezogen werden, retrospektiv erhoben.
2. Die retrospektiven Einschätzungen der Familienbeziehungen und der elterlichen Erziehungsstile werden dabei durchweg mit Hilfe standardisierter Erhebungsinstrumente erfaßt, nicht mit Hilfe qualitativer Interviews.

Komplexere Deutungen der jeweiligen Beziehungs- und Sozialisationserfahrungen können dadurch nicht erfaßt werden, und es gibt auch keine Möglichkeit, Diskrepanzen zwischen allgemeinen positiven Urteilen über die eigenen Eltern und konkreten Erzählungen zu erfassen. Dies ist deshalb besonders problematisch, weil man ohne die Analyse von Diskrepanzen und Inkohärenzen im Interview nicht in der Lage ist zu prüfen, ob die Befragten zur Idealisierung ihrer Kindheit und ihrer Eltern neigen oder nicht.

3. Die Autoren, die den Ansatz der »Autoritären Persönlichkeit« empirisch kritisieren, können demnach eine sehr zentrale These dieses Ansatzes – nämlich die Idealisierungsthese – gar nicht überprüfen.

Hieraus ergeben sich massive Interpretationsprobleme. Um dies an einem Beispiel aus der Studie Oesterreichs und seinen Fragen zur Sozialisation im Elternhaus (vgl. Oesterreich 1974: 226 ff.) zu illustrieren: Wer wird die folgende Frage bejahen: »Bekamen Sie manchmal eine Ohrfeige, bei der Sie nicht einsahen, warum?« Es kann sehr gut sein, daß dies ein eher liberaler Befragter, der sich kritisch mit seiner Erziehung auseinandergesetzt hat, bejaht und daß ein Autoritärer, der auf seine Eltern nichts Negatives kommen läßt, diese Frage verneint, nach dem Motto: Wir haben alle Strafen, die wir bekommen haben, verdient.

Was besagt dann die jeweilige Antwort überhaupt noch? Genau genommen: nichts. Aus ihr können weder Schlüsse über Idealisierungstendenzen noch Schlüsse über tatsächliche frühere Erziehungsstile gezogen werden. Entsprechendes gilt auch für andere, vergleichbare Fragen und Antworten zu den Beziehungs- und Sozialisationserfahrungen in der Familie, auch für die oben zitierten. Die Aussage »Wenn ich Probleme hatte, dann waren meine Eltern für mich da« kann bedeuten, daß mit ihr eigene Beziehungserfahrungen realistisch zusammengefaßt werden; sie kann aber auch Ausdruck einer erklärenden Darstellung elterlicher Zuwendungsbereitschaft sein. Ohne zusätzliche Informationen ist nicht zu entscheiden, welche Interpretation zutreffender ist.

Angesichts der methodischen vorgegebenen Grenzen der Interpretation, die in den standardisierten Studien zum Verhältnis von Beziehungserfahrungen und Ethnozentrismus durchweg zu beobachten sind, ist es meiner Ansicht nach falsch zu behaupten, daß die sozialisationstheoretischen Annahmen der Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« widerlegt seien. Man kann nur solche Thesen widerlegen, die man in methodisch angemessener Weise überprüft.



Aus der hier versuchten Kritik der Kritik ist selbstverständlich nicht der umgekehrte Schluß abzuleiten, daß damit die sozialisationstheoretischen Aussagen der »Authoritarian Personality« belegt sind. Abzuleiten ist nur, daß sie nicht widerlegt sind, da in den Methoden der Überprüfung zentrale Annahmen nicht angemessen berücksichtigt und methodisch vertretbar umgesetzt wurden.

### 3. Muster der Repräsentation von Beziehungserfahrungen und Aggressionen gegen Minderheiten

Aus der soeben erläuterten Kritik an der standardisierten Erhebung retrospektiver Darstellungen folgt, daß die sozialisationstheoretischen Thesen der »Autoritären Persönlichkeit« am angemessensten in Längsschnitt-Studien zu überprüfen wären und daß sie – wenn dies schon nicht gegeben ist – zumindest auf der Grundlage qualitativer Interviews diskutiert werden sollten. Denn Idealisierungstendenzen oder andere Tendenzen der Abwehr problematischer Erfahrungen können – sofern überhaupt – nur auf der Grundlage relativ offener qualitativer Interviews beschrieben werden, in denen sowohl allgemeine Bewertungen als auch konkrete Erinnerungen zur Sprache kommen. Über Möglichkeiten und Ergebnisse einer solchen qualitativ fundierten Überprüfung möchte ich im folgenden berichten.

In verschiedenen, in Niedersachsen durchgeführten qualitativen Untersuchungen haben wir in den letzten Jahren nach den innerfamilialen Bedingungen rechtsextremer – auch ethnozentrischer – Orientierungen gefragt.<sup>2</sup> Einbezogen waren dabei junge Männer und junge Frauen aus Industrie, Handwerk, Verkaufs- und Verwaltungsberufen – überwiegend Auszubildende –, die zum Teil eher rechtsextrem und ethnozentrisch orientiert, zum Teil eher liberal waren. In Einzelfallanalysen überprüften wir nicht allein Thesen zur moralischen Entwicklung von ethnozentrischen bzw. nicht-ethnozentrischen Männern und Frauen, sondern auch Thesen zur Art und Weise, in der sie mit negativen Gefühlen und Aggressionen gegenüber den eigenen Eltern umgehen. Dabei orientierten wir uns auch an der Idealisierungsthese, ordneten diese jedoch in eine komplexere Typologie des Umgangs mit Beziehungs- und Konflikterfahrungen ein.

Diese Typologie wurde von Mary Main u.a. im Kontext der Attachment-Forschung auf der Grundlage von Interviews mit Erwachsenen über ihre

Kindheit (der sogenannten »Adult Attachment Interviews«) entwickelt (vgl. Main/Goldwyn 1994; Main 1996). In ihr werden unterschiedliche Muster des Umgangs mit engen Beziehungen – Bindungen – in der Familie und mit Konflikt- und Zurückweisungserfahrungen beschrieben.

Nach dem Mainschen Schema sind vor allem die folgenden Varianten des Umgangs mit Bindungs- und Konflikterfahrungen bedeutsam: 1. eine abwehrend-bagatellisierende (»dismissing«) Bindungsrepräsentation; 2. eine sicher-autonome Variante; 3. eine verstrickt/präokkupierte Variante des Umgangs mit Bindungserfahrungen.

Zu 1: Die als *abwehrend-bagatellisierend* (»dismissing«) beschriebenen Befragten haben in der Art ihres Denkens und ihrer Erzählungen die Tendenz zum Detachierten gemeinsam; bindungsbezogene Erfahrungen und Gefühle bleiben im Interview »deaktiviert«. Dies wird auf unterschiedlichen Wegen erreicht: unter anderem durch die Verbindung der Idealisierung der Beziehung zu den Eltern mit rudimentärem Erinnerungsvermögen; oder durch die Abwehr von Gefühlen und Bindungen in den Fällen, in denen in den Interviews Probleme und Schwierigkeiten mit den Eltern zur Sprache kommen (vgl. hierzu ausführlicher unten). Gefühle von Ärger und Wut bleiben weitgehend unartikuliert oder äußern sich in einigen Fällen in kühl abwertender Weise (»derogation«), in dem Sinne: es lohnt sich nicht, Gedanken und Gefühle an diese Leute zu verschwenden.

Zu 2: Für die als *sicher-autonom* (»secure/autonomous«) klassifizierten Befragten sind eigene Bindungen und Gefühle ebenso wie ihre eigene Beziehungsgeschichte wesentlich leichter zugänglich, und sie können im Interview vergleichsweise frei und sachlich über diese reden. Sofern sie auf eine Geschichte unsicherer Beziehungserfahrungen zurückblicken, haben sie die Möglichkeit, dies zu sehen, im Interview zu artikulieren – auch in Verbindung mit Ärger und Wut. Sie haben es nicht nötig, Bindungen und Gefühle prinzipiell abzuwerten oder in dauerhaften inneren oder tatsächlichen Auseinandersetzungen mit ihren Eltern zu stehen.

Zu 3: Das letztere ist in der Gruppe der mit Bindungsthemen *präokkupierten* (»preoccupied«, »entangled«) der Fall, für die anhaltende Verstrickungen kennzeichnend sind. Es fällt dieser Gruppe schwer, die eigenen Beziehungsprobleme in nüchterner Haltung von außen zu sehen und sinnvoll ins eigene Selbstverständnis zu integrieren; vielmehr dominieren passives Verharren oder auch das konflikthafte, anhaltende Verwickeltsein in die Beziehungen zu den zentralen Bezugspersonen. Ärger und Wut werden in einer Reihe von Fällen sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, aber in einer verstrickten Art und Weise. Die Wut ist nicht bearbeiteter, ständig reproduzierter Teil der Beziehung.

Ergänzt wird diese Typologie bei Mary Main durch ein Verarbeitungsmuster, das quer zu diesen drei Hauptauswertungskategorien liegt und bei dem es um die Verarbeitung von schweren Verlusterfahrungen oder traumatischen Erfahrungen geht.

In der skizzierten Typologie ist das Muster der abwehrend-bagatellisierenden Bindungsrepräsentation im Vergleich zum Idealisierungs-konzept in den Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« besonders interessant. Es verdeutlicht, daß die Abwehr von Aggressionen gegen die eigenen Eltern nicht allein über konsistente Idealisierungen, sondern auch über eine stärker gefühlsabwehrende Variante des Umgangs mit Bindungs- und Konflikterfahrungen erfolgen kann. In der retrospektiven Erzählung werden schwierige und belastende Erfahrungen geschildert; sie werden in ihrer emotionalen Relevanz jedoch heruntergespielt (Main: »restricted in feeling«) und führen nicht zu offenem Ärger oder offener Wut im Verhältnis zu den eigenen Eltern. Da die gefühlsabwehrende Variante einer abwehrend-bagatellisierenden Bindungsrepräsentation in unseren Interviews relativ häufig vorkommt, möchte ich sie im folgenden ausführlicher an einem Beispiel aus unserer Befragung von jungen Frauen erläutern.

In dem Interview zu den Kindheitserinnerungen (»Adult Attachment Interview«) erzählt die Befragte (»Frauke«) ausführlich und anschaulich von ihren Kindheitsängsten: von der Angst davor, nachts allein zu sein, und der Angst vor den Schlägen der Mutter. Die Mutter habe sie mit einem Kochlöffel verprügelt, wenn sie zu sehr in der Wohnung herumtobte oder der »Mutter auf den Geist« ging. Die Befragte sei aus Angst vor »dem Kochlöffel« häufiger – allerdings vergeblich – davongelaufen.

Die Erinnerung an Ängste und an Schläge ist also präsent, wird jedoch, wie die dann folgenden Passagen im Interview zeigen, weggeschoben. Auf die Frage, wie denn damals die Beziehung zur Mutter war, antwortet Frauke: »War eigentlich eine sehr gute. Ich konnte (–) hab eigentlich alles bekommen. (–) Sicherlich gehört ein Arschvoll auch mit dazu, warum nicht, wenn man frech ist.« Die Prügel erscheinen als gerechtfertigt, da verdient. Die Gefühle der in der Schilderung des Weglaufens dokumentierten Angst vor dem »Kochlöffel« können weggeschoben werden. Warum soll man sich über Erfahrungen mit Strafen, die offenbar gerechtfertigt waren, aufregen? Es gibt daher für Frauke auch keinen Anlaß, wütend über die Mutter zu sein. Es dominiert das Bild der sehr guten Beziehung. Die Angst vor dem Alleinsein – einige Zeit vorher im Interview ausführlich und lebendig geschildert – kommt gar nicht mehr zur Sprache. Die Darstellung und die Bewertung der Beziehung zur Mutter nehmen auf der allgemeinen Ebene vielmehr eine andere Wendung: »Also ich war

eigentlich immer gern bei meiner Mutter (— etwas längere Pause). Also sie hat es eigentlich immer versucht, äh, gerecht zu, also beziehungsweise wo mein Bruder dann da war, immer alles so gerecht, aufzuteilen, und auch für beide gerecht zu sein. Also sie hat nicht einen bevorzugt oder (–) den anderen benachteiligt oder so. Das gab es eigentlich nicht. (–) Das war immer so, immer anteilmäßig, beide dasselbe bekommen. (–) Ob es nun Klamotten zum Anziehen waren oder (–) irgendwelche Spielsachen oder (–) irgendwo hingefahren. Also es gab immer für beide das gleiche.«

Die Frage, was es gibt, was sie »kriegt« und was sie haben will, ist in den mit Frauke geführten Interviews übrigens auch sonst ein sehr wichtiges Thema – im »Adult Attachment Interview«, in dem Interview über ihre aktuellen Beziehungen und auch in dem Interview über ihre politischen Orientierungen. An dieser Stelle des Interviews, in der man nach den vorangehenden Erzählungen auch etwas zur emotionalen Seite der Mutter-Kind-Beziehung hätte erwarten können – sei es zum Thema Angst vor dem »Kochlöffel« oder zum Thema Angst vor dem Alleinsein –, werden die materiellen Aspekte der Beziehung in den Vordergrund geschoben. Es gab so einiges – »Klamotten«, Spielsachen u.a.–, was man kriegen konnte und was von der Mutter gerecht verteilt wurde. Bei der Lektüre der skizzierten Interviewabschnitte entsteht der Eindruck, daß durch das Überwechseln zum Thema der Verteilung von materiellen Gütern in der Familie das Wegschieben der gefühlsmäßigen Beteiligung erleichtert wird. Der materielle Bezug bekräftigt an dieser Stelle die als »restricted in feeling« (Main/Goldwyn) gekennzeichnete Variante einer abwehrend-bagatellisierenden Bindungsrepräsentation.

Sowohl bei den von uns befragten jungen Männern als auch bei den Frauen ist diese gefühlsabwehrende Variante einer abwehrend-bagatellisierenden Bindungsrepräsentation häufiger als die konsistente Idealisierung. Von den insgesamt 52 Befragten – 28 Männer, 24 Frauen – wurden 31 als abwehrend-bagatellisierend (»dismissing«) eingeordnet, und von diesen wiederum 19 als eher gefühlsabwehrend – ohne nennenswerte Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Wir hatten übrigens – dies sei zur Information hinzugefügt – erwartet, daß die Männer häufiger als die Frauen zu einem abwehrend-bagatellisierenden Umgang mit Beziehungs- und Konflikterfahrungen neigen und die Frauen eher zu Verstrickungen. Bei den von uns befragten Männern und Frauen haben wir dies nicht beobachten können – wie dies in anderen Stichproben aussehen könnte, sei dahin gestellt. Bei den Frauen war der Anteil der als »dismissing« eingeordneten sogar höher als bei den Männern. Darüber hinaus gab es nur bei den Männern einige, die als verstrickt zu bezeichnen sind. Hieraus

ist allerdings nicht zu folgern, daß die Frauen weniger als die Männer an Beziehungen interessiert sind. Fast alle von uns befragten Frauen streben dauerhafte Beziehungen an und möchten gern heiraten und Kinder bekommen. Der Beziehungswunsch kann also durchaus mit einer Abwehr bindungsrelevanter Erinnerungen und Gefühle einhergehen (vgl. hierzu auch Silzer 1994).

Von den Verstrickten, die sich aus ihren Bindungsbeziehungen gedanklich und emotional nicht lösen können, waren für uns besonders die aggressiv Verstrickten von Interesse. Während die als abwehrend-bagatellisierend eingeordneten Befragten Ärger und Wut im Verhältnis zu den eigenen Eltern kaum zeigen und an den Rand drängen, werden die aggressiv Verstrickten von ihrer Wut geradezu überwältigt. Einer von ihnen erzählt beispielsweise im Interview, er habe seinen Vater in einem Wutanfall mit einer Baseball-Keule bedroht und fast zusammengeschlagen. Er erzählt dies nicht distanziert oder selbstkritisch, sondern redet sich vielmehr in seiner Erzählung noch einmal wieder in Wut.

Welche Zusammenhänge zwischen Bindungsrepräsentationen und Aggressionen gegen Minderheiten können wir feststellen? Auffällig ist zunächst, daß es unter den als sicher-autonom eingestuften Befragten nur sehr wenige gibt, die ausgeprägt ethnozentrisch sind (2 von 11), unter den als abwehrend-bagatellisierend eingeordneten Befragten hingegen sehr viel mehr (18 von 31).<sup>3</sup> Auffällig ist zum anderen, daß die aggressiv verstrickten jungen Männer ebenfalls ethnozentrisch sind. Ihr Ethnozentrismus ist sogar besonders gewalttätig. Es gibt also Zusammenhänge. Sie sind zum Teil so, wie man sie angesichts einer erweiterten und modifizierten Idealisierungsthese erwarten könnte. Die in der engen Familienbeziehung abgewehrten und unterdrückten Gefühle des Ärgers und der Wut können in anderen Kontexten – gegenüber Minderheiten – zum Ausdruck kommen. Es gibt jedoch auch andere Verknüpfungen. Hierzu gehört der Fall der verstrickten Aggressivität. Konflikte und Affekte werden zugelassen, sie können jedoch nicht bearbeitet und zu einem vorläufigen Abschluß gebracht werden. Es geht nicht um Unterdrückung von Aggressivität, sondern um eine sehr präsente aggressive Erregung, die ihren Ausgangspunkt in der Eltern-Kind-Beziehung hat, auf andere soziale Beziehungen übertragen und dort gegebenenfalls verstärkt wird.

Wichtig für die Interpretation ethnozentrischer Handlungspotentiale ist nicht einfach die Unterwerfung unter die elterliche Autorität und die Unterdrückung von Aggressionen, sondern allgemeiner: die Art des Umgangs mit elterlicher Autorität und Aggressionen. Kann man von dem Versuch einer sachlich-autonomen Auseinandersetzung mit Autoritäten und von einer Integration und Bearbeitung aggressiver Impulse sprechen oder dominiert ein

nicht-rationaler Umgang mit Autoritäten und Aggressivität, der sich sowohl in idealisierenden oder wegschiebenden Bildern der eigenen Beziehungserfahrungen ausdrücken kann als auch in überbordender, verstrickter Aggressivität?

Es wird hier also der mehr oder minder rationale Umgang mit der eigenen Aggressivität in den Vordergrund gestellt, um die Zusammenhänge zwischen Bindungsrepräsentationen und ethnozentrischen Potentialen zu erklären. Es gibt jedoch auch andere, meiner Ansicht nach ebenfalls nicht unplausible Möglichkeiten der Erklärung.

So kann zum Ausgangspunkt der Interpretation – anstelle der Frage nach dem Umgang mit der eigenen Aggressivität – die Frage nach der Abwehr von Selbstreflexion und Selbstkritik gewählt werden. Sowohl bei den als abwehrend-bagatellierend eingeordneten Befragten als auch bei den Verstrickten, die sich selbst nicht distanziert beschreiben können, sind Selbstreflexion und Selbstkritik wenig ausgeprägt. An beiden Gruppen läßt sich eine Tendenz beobachten, die in den Untersuchungen zur »autoritären Persönlichkeit« als »Anti-Introspektion« beschrieben wird, womit die Abwehr des Nachdenkens über sich selbst und die eigenen Gefühle gemeint ist.

Es könnte sein, daß diejenigen, die über sich selbst und die eigenen Emotionen wenig nachdenken, auch weniger in der Lage sind, sich in andere hineinzuversetzen und Mitgefühl zu entwickeln. Es fällt ihnen entsprechend leichter, Aggressionen gegen Minderheiten – auch Gewalttaten – zu tolerieren. Dies ist beispielsweise bei der Befragten, die in ihrem Verhältnis zur eigenen Kindheit und zu ihrer Mutter vorn ausführlicher vorgestellt wurde, der Fall. In dem mit ihr geführten Interview zu politischen Orientierungen gibt es kaum einen Hinweis darauf, daß sie die Opfer von Gewalttaten bedauert. Sie zeigt allerdings viel Verständnis für die Täter und deren – wie sie meint – ökonomische Motive. Man könnte insofern von einer täterbezogenen Empathie sprechen, nicht jedoch von Mitgefühl mit den Schwächeren, den Opfern von Gewalttaten.

Wahrscheinlich ist es angemessen, beide Interpretationsvarianten heranzuziehen, wenn es um beziehungsbezogene Deutungen von Aggressionen gegen Minderheiten geht. Mit den unterschiedlichen Varianten einer unsicheren Bindungsrepräsentation mag der irrationale Umgang mit Aggressivität ebenso verknüpft sein wie die geringe Fähigkeit zur Perspektivenübernahme und Empathie. Und beide Handlungstendenzen können relevante Voraussetzungen von Fremdenfeindlichkeit sein. Ob das der Fall ist und in welchem Verhältnis Aggressivität und wenig entwickelte Empathie zueinander stehen, kann von uns auf der Grundlage der bisherigen Erhebungen und Auswertungen nicht

eindeutig entschieden werden. Es ist erforderlich, hier weiterzuarbeiten und auch neue Befragtengruppen einzubeziehen – auch um zu prüfen, ob sich die beobachteten Zusammenhänge zwischen Bindungsrepräsentation und Ethnozentrismus in anderen sozialen Kontexten ebenfalls nachweisen lassen.

#### 4. Schlußbemerkungen

Ich würde abschließend gern einige allgemeinere Bemerkungen zur Kommentierung unserer Untersuchungsergebnisse anfügen:

1. Die Art und Weise, in der Menschen mit Belastungen aus sozialen Beziehungen umgehen, ist offenbar sehr unterschiedlich, und sie ist auch politisch relevant. Die vordergründig nicht politischen Varianten des Umgangs mit Beziehungs- und Konflikterfahrungen können politisch brisant werden, wenn die rationale Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, mit den eigenen Empfindungen und mit der eigenen Aggressivität blockiert ist. Es ist deshalb – aber nicht *nur* deshalb – wichtig zu verstehen, wie solche unterschiedlichen Muster des Umgangs mit Beziehungs- und Konflikterfahrungen zustande kommen. In der auf den Arbeiten John Bowlbys und Mary Ainsworths aufbauenden Bindungsforschung ist man der Auffassung, daß sich in den unterschiedlichen Mustern der Repräsentation von Bindungserfahrungen frühere innerfamiliäre Beziehungskonstellationen widerspiegeln. Kinder erwerben in der Interaktion mit ihren Eltern Vorstellungen über deren Verfügbarkeit, Zugänglichkeit, Strafbereitschaft etc. Sie entwickeln »working models« der Beziehungen zu ihren Eltern – Beziehungserwartungen, die ihr Verhalten gegenüber den eigenen Eltern regulieren (vgl. hierzu u.a. Main u.a. 1985). Diese Beziehungserwartungen ändern sich, wenn sich die zugrunde liegenden Beziehungen verändern, wenn neue Bezugspersonen dazu kommen oder wenn die Eltern ihr Verhalten gegenüber ihren Kindern einschneidend verändern – sei es durch Krankheit, elementare Veränderungen in den partnerschaftlichen Beziehungen oder in der ökonomischen Situation. Ohne solche Veränderungen bleiben die Beziehungserwartungen relativ stabil und beeinflussen auch die Bindungsrepräsentationen im Erwachsenenalter. Das Kind, das in der Interaktion mit der eigenen Mutter mit Zurückweisungen oder Strafen rechnet und entsprechend vermeidend agiert, wird als Erwachsener zu einem abwehrend-bagatelisierenden Umgang mit Bindungs- und Konflikterfahrungen neigen.

Auf viele Soziologen und Soziologinnen mögen diese theoretischen Annahmen abenteuerlich wirken. Wie aktuelle Diskussionen zeigen, ist zudem für manche von uns Gesellschaft vor allem eine Gesellschaft der Erwachsenen, die in mehr oder minder individualisierten Kontexten mehr oder minder zweckrational soziale Beziehungen eingehen. Daß die Handlungsspielräume dieser Erwachsenen erheblich eingeschränkt sein können – und zwar keineswegs nur durch aktuelle ökonomische und soziale Restriktionen, sondern auch durch frühe Beziehungserfahrungen und deren kognitive und affektive Repräsentation –, wird im allgemeinen kaum zur Kenntnis genommen (z.B. in den zur Zeit sehr verbreiteten rational choice-Ansätzen), geschweige denn systematisch erforscht. Die Sozialisationsforschung, in deren Rahmen man Thesen zu den langfristigen Auswirkungen früher Beziehungserfahrungen überprüfen könnte, steht inzwischen am Rande der Disziplin und wird tendenziell der entwicklungspsychologischen Forschung überlassen. Ich halte dies für eine sehr problematische Entwicklung, die ein Verständnis sozialer Integration und Desintegration auch auf allgemeiner Ebene behindert. Wer mehr über gelungene und nicht gelungene Integrationsprozesse, Destruktivität im sozialen Kontext und Destruktivität im Verhältnis zu Minderheiten erfahren will, kann dies meiner Ansicht nach nicht tun, ohne sich intensiver mit den »Beziehungsbiographien« von Menschen und deren Selbstdeutungen auseinanderzusetzen. Dies ist eine Einsicht, die in der Gesellschafts- und Sozialisationstheorie Talcott Parsons' noch selbstverständlich war, die jedoch in späteren Entwicklungen der Systemtheorie verloren ging und die in anderen theoretischen Konzeptionen von jeher keine Rolle spielte. Die psychologisch primitiven Prämissen, auf denen die unterschiedlichen rational-choice-Ansätze im allgemeinen aufbauen, lassen den Gedanken, nach den biographischen Bedingungen von fehlender Solidarität und Kooperationsbereitschaft zu fragen, gar nicht erst aufkommen.

2. Es ist evident, daß mit dem Bezug auf Beziehungserfahrungen und deren subjektive Verarbeitung vorhandene Aggressionen gegenüber Minderheiten nicht vollständig erklärt werden können. Solche vollständigen Erklärungen kann es in der Soziologie ohnehin nicht geben. Was man sagen kann, ist eventuell, daß mit den jeweiligen Bindungsrepräsentationen Entwicklungsrichtungen eröffnet werden – hin zu stärkerer Aggressivität gegenüber Minderheiten auf der einen Seite oder zu einem liberaleren, affektfreieren Umgang mit Minderheiten auf der anderen Seite. Es gibt jedoch keinen Automatismus in dieser oder jener Richtung. Vorhandene Tendenzen sind umlenkbar – sei es durch Prozesse expliziter moralischer und politischer Sozialisation im Elternhaus, in Schulen oder an Hochschulen; sei es durch soziale Erfahrungen, die sich im



Jugendalter durch neue Kontakte und Beziehungen ergeben oder durch Sozialisation im Kontext politischer Betätigung. Zudem können vorherrschende Ideologien und der jeweilige Charakter der politischen Kultur Aggressionen gegen Minderheiten auf individueller Ebene bestärken oder relativieren. Es kann sein, daß politische Kulturen so destruktiv und minderheitenfeindlich sind, daß sozialisations- und beziehungstheoretische Erklärungen im Vergleich zu den übermächtigen gesellschaftlichen Einflüssen relativ unwichtig werden. Ein Beispiel hierfür ist die deutsche Gesellschaft während des Nationalsozialismus. In ihr gehörte die Feindseligkeit gegenüber Minderheiten im Rahmen der offiziellen politischen Sozialisation zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten. Fragen zu individuellen Unterschieden in den jeweiligen Beziehungserfahrungen mögen in einem solchen Kontext als unangemessen erscheinen. Ihre generelle Bedeutung wird dadurch jedoch nicht in Frage gestellt.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. vor allem das von Levinson verfaßte Kapitel IV (»The Study of Ethnocentric Ideology«), das ebenso wie viele andere wichtige Kapitel der im Original fast 1000 Seiten umfassenden »Authoritarian Personality« (so etwa die von Else Frenkel-Brunswik verfaßten Kapitel) in der deutschen Ausgabe von 1973 (vgl. Adorno 1973) bedauerlicherweise nicht enthalten ist.
- 2 Vgl. zu diesen Studien u.a.: Hopf/Rieker/Sanden-Marcus/Schmidt 1995; Wernich 1996; Rieker 1996; Projektgruppe 1996; Hopf/Hopf (Kapitel 2 und 3) im Druck.
- 3 Ich stütze mich hier und im folgenden auf aktuelle Auswertungen aus der Befragung von Frauen (Projektgruppe 1996) und auf vorliegende Studien (Hopf u.a. 1995; Wernich 1996; Rieker 1996).

## Literatur

- Adorno, Theodor W./Frenkel-Brunswik, Else/Levinson, Daniel J./Sanford, R. Nevitt in Zusammenarbeit mit Betty Aron, Maria Hertz Levinson und William Morrow (1969), *The authoritarian personality*. New York (zuerst 1950).
- Altemeyer, Bob (1988), *Enemies of freedom. Understanding right-wing authoritarianism*. San Francisco/London.

- Björqvist, Kaj/Niemelä, Pirkko (1992) (Hrsg.), Of mice and women. Aspects of female aggression. Orlando/USA.
- Friedrich, Walter (1993), Einstellung zu Ausländern bei ostdeutschen Jugendlichen. »Autoritäre Persönlichkeit« als Stereotyp, in: Hans-Uwe Otto/Roland Merten (Hrsg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch. Bonn: 189-199.
- Goldhagen, Daniel Jonah (1996), Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin.
- Hopf, Christel/Rieker, Peter/Sanden-Marcus, Martina/Schmidt, Christiane (1995), Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim/München.
- Hopf, Christel/Hopf, Wulf (1997), Familie, Persönlichkeit, Politik. Einführung in die politische Sozialisation. Weinheim/München (im Druck).
- Klein-Allermann, Elke/Wild, Klaus-Peter/Hofer, Manfred/Noack, Peter/Kracke, Bärbel (1995), Gewaltbereitschaft und rechtsextreme Einstellungen ost- und westdeutscher Jugendlicher als Folge gesellschaftlicher, familialer und schulischer Bedingungen, in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie 27 (3): 191-209.
- Kirscht, John P./Dillehay, Ronald C. (1967), Dimensions of authoritarianism: A review of research and theory. Lexington.
- Main, Mary (1996), Introduction to the special section on attachment and psychopathology: 2. An overview of the field of attachment, in: Journal of Consulting and Clinical Psychology 64 (2): 237-243.
- Main, Mary/Goldwyn, Ruth (accepted for publication), Adult attachment scoring and classification systems. Manual in draft: Version 6.0, 1994, wird in überarbeiteter Form erscheinen in: Mary Main (Hrsg.), Assessing attachment through discourse, drawings and reunion situations (Arbeitstitel). New York.
- Oesterreich, Detlef (1974), Autoritarismus und Autonomie. Untersuchungen über berufliche Werdegänge, soziale Einstellungen, Sozialisationsbedingungen und Persönlichkeitsmerkmale ehemaliger Industrielehrlinge. Bd. II. Stuttgart.
- Oesterreich, Detlef (1993), Autoritäre Persönlichkeit und Gesellschaftsordnung. Der Stellenwert psychischer Faktoren für politische Einstellungen – eine empirische Untersuchung von Jugendlichen in Ost und West. Weinheim/München.
- Projektgruppe »Soziale Beziehungen in der Familie, geschlechtsspezifische Sozialisation und die Herausbildung rechtsextremer Orientierungen« (1996), Dokumentation und Erläuterung des methodischen Vorgehens. Hildesheim.
- Rieker, Peter (1996), Ethnozentrismus. Qualitative Analysen ethnozentrischer Orientierungen und der Bedingungen ihrer Sozialisation bei jungen Männern. Dissertation, Universität Hildesheim.
- Silzer, Maria Magdalena (1994), Subjektive Repräsentation von Bindungserfahrungen und geschlechtsspezifische Unterschiede im Bindungsverhalten. Diplomarbeit. Universität Hildesheim.

- Utzmann-Krombholz, Hilde (1994), Rechtsextremismus und Gewalt: Affinitäten und Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen. Ergebnisse einer Studie. Ministerium für die Gleichstellung von Mann und Frau des Landes Nordrhein-Westfalen, Dokumente und Berichte 27. Düsseldorf.
- Wernich, Jörg Michael (1996), Familiäre Sozialisation, aktuelle Lebenssituation und politische Orientierungen – eine qualitative Untersuchung zum Zusammenhang von subjektiver Repräsentation von Bindungsmustern und politischen Orientierungen bei arbeitslosen jungen Männern. Diplomarbeit, Universität Hildesheim.